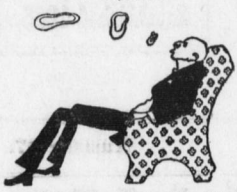


Ein Scharfschütze.



Auch ich habe mich einmal auf den ersten Blick verliebt. Aber ich habe das Mädchen nicht geheiratet — weil ich sie mir nachher noch einige Male angesehen habe.

Das abgeknabberte Pferd.

In einer Berliner Ausstellung war u. A. das Skelett des Pferdes ausgestellt, das Friedrich der Große in den letzten Lebensjahren geritten hatte. Ein kleines, fünfjähriges Mädchen, das mit seiner Mutter die Ausstellung besuchte, wies erstaunt auf das Skelett. „Was ist denn das?“, fragte sie. „Trachten, du erkennst dich doch, was wir heute Mittag gegessen haben?“, sagte die Mutter. „Ja, Spargelsuppe mit Schweinsrippchen.“ „Ganz recht, aber das Schweinsrippchen, das Du bestamst, hast Du doch nicht ganz aufgegegessen, was blieb davon übrig?“ „Ein Knochen, den hab' ich schon abgeknabbert.“ „Nun siehst Du, wie ein Schwein, so hat auch ein Pferd und jedes Tier Knochen, die bleiben übrig, wenn das Fleisch ab ist. So ist es auch hier, das sind die Knochen von einem Pferde, auf dem einmal ein großer König spazieren geritten ist!“ — „Ach, das ist hübsch, aber sag' doch mal, Mama, wer hat denn das hier abgeknabbert?“

Im Manöver.



Leutnant: Weshalb haben Sie gestern bei der Feldübungsübung die Brücke gestürzt? Das stand doch gar nicht in der Vorschrift. Feldwebel: „Weil hinter der Brücke die Marktleber mit dem Bier war.“

Die Vererbung.

In der Familie eines höheren Beamten bedarf man der Amme des Zwillingsspaars, zweier strammer Jungen, ein treues Anhängen. Eines Tages theilen die beiden jungen Herren ihrer fern in Schloßen wohnenden früheren Nahrungsmittel: „Wir sind nach Quinia vererbt!“ „Prompt erfolgt die Antwort: Ach, sie habe fort und fort gewinkt, daß ihre gute Familie und die lieben Zwillinge so weit wegkämen. Ueberall habe sie nachgefagt, wo denn Quinia eigentlich liege; aber kein Mensch im Dorfe habe es gekannt; der Gendarm habe gemeint, das müste wohl nicht mehr in Deutschland sein, vielleicht in den Colonien!“

Gutherzig.



Onkel (auf Besuch): „Das sieht aber hier recht edel aus bei meinem Neffen!“ Hauswirthin: „Ja wissen Sie, Alles hat der arme Herr verkauft, um seine Studien fortsetzen zu können... sogar seine Bücher.“

— Umgefaltet. „Dente Dir, dieser Esel von Zeichenlehrer gibt mir hauptsächlich keine Stunden mehr! Er sagt, ich würde nie in meinem Leben zwei richtige Striche machen können.“ — „Ach! Und was machst Du jetzt?“ — „Nun — ich male.“

Der dumme Schulkath.

In einem norddeutschen Provinzialstädtchen prüft ein revidirender Schulkath im Rechnen. Er will die Kinder prüfen in Bezug auf Fertigkeit im Zahlenlesen und schreiben. Er wendet sich an einen Schüler. „Nenne eine Zahl!“ — „74!“ ruft der Knabe. „Vierundsechzig“, spricht und schreibt der Herr Kath, indem er links anfangt, so daß 47 zuhande kommt. Dann blickt er erwartungsvoll in die Klasse, hoffend, torigkeit zu werden. Niemand reagiert sich zu melden. „Nenne Du eine Zahl!“ wird ein anderer Knabe aufgefordert. — „53!“ — „Schön! Dreiundfünfzig!“ Dieselbe Schreibweise, derselbe erwartungsvolle Blick, derselbe Erfolg. Da melst sich auf einmal ein kleiner, „helle“ aussehender Junge. „Na, Du, mein Sohn?“ — „66, de wann S' doch wohl schreiben können!“

Schlechte Ausfichten.



„Gestern sagte mir eine Wahrsagerin, daß ich eben ein junger Mann für mich interessirt.“ „Na und...“ „...wird er Dich heirathen?“ „Ich fürchte, nein; denn sie sagte mir, daß er sehr klug sei.“

Ermuthigung.

Ein junger Candidat soll seine erste Predigt halten und ist vorher sehr dange davor und aufgeregter. Da kommt in der Sakristei der alte Kirchengeldner zu ihm heran und sagt: „Herr Candidat! Es wird schon gehen! Ich glaub' ja, daß Ihnen bange ist. Mir ist's ja auch so gegangen, wie ich vor 25 Jahren zum ersten Male mit dem Klingelbeutel ging.“



So paradox es klingen mag, Was zu behaupten frei ich mag! „Das Laster, ohne d'rum zu streiten, hat wiederum auch gute Seiten! Der Trinker beispielsweise blickt nach oben lange, hochentzündet. Dabei hat mancher erst gesehen, Daß Sterne an dem Himmel steh'n.“

— Die Epidemie. Der Schulze erhält von der Behörde ein Verstandigungs schreiben, daß im Nachbarorte eine Epidemie ausgebrochen sei. Er möge Sorge tragen, daß sie nicht in seinen Ort komme. Als er dies gelesen, sagt er zum Polkisten: „Erkundigt Dich halt mal, wie so eine Epidemie ausschaut, und gibst kein Obacht, daß sie net in unserm Ort kommt!“

— Immer derselbe. „Das Leben freut mer nicht — eines Tags nehme' ich noch Arsenik oder Strichn — was billiger is.“

Vor der Lebkuchen-Bude.



„Ja mechte hier 'n Offizier fort 'n Scher.“ „Ne, Jungenen, dat toft 'n Gros.“ „Na, denn muß es teen Offizier, find, geben Se mir 'n Unteroffizier.“

Die absolute Wahrheit.

Stizze von Hja. S. Dons.

„Hier, Kind, hast du den Bericht über die Nora - Aufführung“, sagte Oberlehrer Dr. Eberhard und reichte seiner Frau die Zeitung. Es wird dich interessieren, daß der von dir so verehrte Dr. Schröder gerade so denkt, wie ich.“

Frau Marianne lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und las. „Hm“, murmelte sie schließlich, „dann sein oder dann auch nicht sein. Das wahre Glück der Ehe, schreibt er, kann nur bei völliger Vertrauen, bei gegenseitiger unbegrenzter Offenheit blühen: Nur da, wo unbedingte Aufrichtigkeit, absolute Wahrheit zwischen Eheleuten herrscht, ist volle Harmonie möglich... Das klingt ja ganz schön, aber immerhin gibt es Fälle...“

„Es darf aber in einer echten Ehe eben keine solchen Fälle geben“, unterbrach er sie scharf. „Ich will nicht hören, liebe Marianne, daß solche Betrügerzeiten...“

„Wer rehet denn gleich von Betrügerzeiten, Claus. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß man manchmal etwas beschnitten oder verschweigelt, wenn man denkt, daß es den anderen unnötig kränken oder benehmen könnte. Solche kleinen Notthäten sind doch nicht nur entschuldigbar, sondern unter Umständen sogar nöthig.“ „Nein, und lausendmal nein! Verächtlich sind sie und namentlich zwischen Eheleuten durchaus unangebracht“, rief der Oberlehrer erregt. „Schädliche Wahrheit, ich zehle sie vor dem nüchternen Jrrthum. Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht auslöst.“ In dieses Goethewort sollte sich die Menschheit halten, dann stände es besser um die Welt.“

„Nun, Claus, wenn du dir viel davon verprücht, dann können wir es uns ja zur Richtschnur nehmen und danach leben, selbst wenn es uns dann und wann kleine Unbequemlichkeiten bereitet.“

Oberlehrer Eberhard strich sich befriedigt über den blonden Vollbart. „So ist es recht, Marianne. Du sprichst ganz in meinem Sinne. Es wird nichts mehr beschnitten, nichts mehr verschwiegen. Wahrheit, absolute Wahrheit soll zwischen uns herrschen. Das heißt... von morgen an“, sagte er hinzu, „der Sonntag ist wohl der würdevollste Tag zum Anfang unseres neuen Lebens.“ Er war ihm eingeleuchtet, daß am Abend eine Konferenz stattfinden sollte, und er hatte davon gesprochen, daß es wohl recht lange dauern würde, da „wichtige“ Dinge zu verhandeln seien.

Als er am anderen Morgen in's Schlafzimmer kam, war seine Frau schon fast fertig mit ihrem Frühstück.

„Ich entschuldige, daß ich angefangen habe.“ „Ich glaube, du wirst nicht so früh aufstehen. Wenn du sonst am Abend vorher zu viel getrunken hast...“

„Aber erlaube mal, Marianne...“ „Nun, du wirst es doch nicht übel nehmen, wenn ich dir offen meine Gedanken sage?“ „Ach so —?“ „Iam es gedehnt von seinen Lippen. (Schädliche Wahrheit ufw., zitiere ich in Gedanken.) Wenn sie ihm aber so offen ihre Gedanken auspredigt, dann konnte er sich natürlich das Gleiche gestatten, ohne daß ein Recht hätte, sich gekränkt zu fühlen.“

„Weißt du, liebes Kind“, meinte er, „sie prüfend anblickend, „du siehst heute Morgen wieder einmal recht gelb aus.“ „Ja, das kommt von dieser eigenartigen rothen Farbe des Schlafroths. Als du aber saatest, er stünde mir gut, glaubte ich, es sei nicht so schlimm.“

„Na ja, damals war deine Mutter gerade dabei, und dann kennst du ja auch das Sprichwort vom geschnittenen Gout.“

„Sieh mal an, da haben wir uns also richtig gegenseitig etwas vorgelesen“, meinte sie lächelnd. „Ich konnte den Morgenrod gleich nicht leiden und habe ihn nur beinetwegen getragen.“ „Meinetwegen? — Wieso?“

„Natürlich. Ich brauchte doch einen und hätte mir sonst einen kaufen müssen, aber ich glaubte, daß dir die Ausgabe jetzt nicht bequemer wäre.“ „Was foltest denn so ein Ding?“

„D, ich habe vor ein paar Tagen einen entzündenden bestrauten gesehen. Er toftet nur fünfzig Mark.“ „Du hast recht; die Ausgabe wäre mir recht nicht angenehm.“ Frau Marianne blickte ein Weiches schmeichelnd vor sich hin. „Ich werde mir den Schlafrod aber doch kaufen“, meinte sie dann. „Wir werden eben das Geld an anderer Stelle dafür sparen. Es ist doch wichtiger, daß ich dir gefalle, als daß wir jeden Mittag Wein trinken. Ich will die Karte gleich zerreißen, die ich gestern Abend an den Weinhändler schrieb. Wenn wir nur Sonnenascheln trinken, genügt der Voratz noch eine Weile.“

Dr. Eberhard nagte an den Enden eines Schmirbarts und sah mißnützig in seine Zeitung. „Angenehm ist es schließlich nicht, in Bierstube lang jeden Mittag an

ben Preis meines Schlafrodes erntet zu werden. Ich denke, daß ich die Summe doch erübrigen kann. Ich kann ja Morgens auch endlich einmal einen angenehmeren Anblick genießen.“

„D ja, den möchte ich mir auch wünschen“, antwortete Marianne. „Du glaubst doch nicht, daß die Ansicht einer auseinandergefallenen Zeitung gerade ein Hochgenuß ist? Es ist eine abschließliche Angelegenheit, beim Frühstück zu lesen.“

„Und ich finde, daß es eine abschließliche Angelegenheit ist, immer mit dem Büssel in der Tasche herumzuwandern und zu klappern.“ „Wenn dir meine Manieren nicht passen, dann will ich dir nur offen gestehen, daß die deinen auch sehr viel zu wünschen übrig lassen. Erst neulich bei Geheimrath Meyer...“

„Lach mich nur mit diesen faden Leuten in Ruhe. Anstatt mich zu Hause bei meinen Büchern zu lassen, mußt ich zu einer Zeit, wenn jeder vernünftige Mensch im Bett liegt, im Ballsaal herumtoben. Und dann soll man am anderen Tage frisch zum Unterricht sein! Du kennst dich darauf verlassen, daß ich nicht wieder mitgehe, denn meine Pflicht kommt doch vor solchen sogenannten Vergnügungen!“

„Du hast du eigentlich recht. Und ich freue mich, daß du dann Dienstag und Freitag Abends bei mir bleibst, denn die Zeit von zehn bis gegen zwei oder drei Uhr kennst du als vernünftiger Mensch ja viel nützlicher mit Schlafen als mit Staffspielen nachzugehen.“

„Was Dr. Eberhard vor sich hinarmselte, war nicht so ganz verständlich. Was man aber ganz laut und deutlich hören konnte, das war das Zuschlagen der Zimmerthür, als er hinausging.“

Als das Ehepaar sich Mittags zu Tisch setzte, war Dr. Eberhard wieder vollkommen guter Laune. Als aber, nachdem die Suppe abgetragen war, eine Schüssel mit Schweinsfleisch auf den Tisch gebracht wurde, veränderte sich sein Gesicht merklich. Dann warf er einen Blick auf den Rebenstisch, auf den das Mädchen eben einen Stierkammerer gesetzt hatte.

„Nanu“, fragte er erstaunt, „warum denn diese Veränderung im Menu? Ich hörte doch, daß du gestern zu Anna sagtest, sie sollte eine Bouillarde rufen und heute Morgen gleich Schweins zum Ananascreme holen. Und nun gibt es Karbonaden und Familienleiste?“

„Ja, Claus, als ich mit Anna sprach, da hatten wir doch noch nicht unseren Entschluß gefaßt mit der absoluten Wahrheit!“

„Ich verlese nicht, was hat denn das mit unserem Mittagessen zu thun?“

„Aber das ist doch ganz einfach. Das Haushaltsgeld, das du mir gibst, beträgt auf den Tag berechnet vier Mark. Das hastest du nach irgend welchem nationalökonomischen Buche als den so und so vielsten Theil deines Einkommens ja damals so bestimmt. Natürlich langt das nicht zu Bouillarden und Ananascreme. Und bis heute, lieber Claus — ich will es dir vor gestehen — habe ich dann von meinem Gelde genommen, was noch fehlte. Du warst ja damals so entzückt, als Mutter bist die Summe meines kleinen Vermögens nannte und wollest nichts davon wissen und das Geld sollte ruhig auf der Bank stehen. Aber es war so mühsam, allen Ecken zu sparen, und es ließ sich so viel netter und bequemer alles Extraausgaben von meinen Zinsen nehmen. Ich sehe jetzt aber ein, es war unaufrichtig und nicht im Sinne der absoluten Wahrheit.“

„Ich freue mich, daß du es wenigstens einsehen, Marianne“, meinte Dr. Eberhard würdevoll und theilte mit einem müthigen Schnitt das Fleisch vom Knochen. „Ich will auch gern gestehen, daß es gedankenlos von mir war, nicht darauf zu achten, daß unsere Hausführung eine elegantere ist wie zur Zeit, als meine Mutter mir auch dir überwiefsenen Summe wirthschaftete.“

„Mit weniger gutem Appetit als sonst beendete Dr. Eberhard seine Mahlzeit und verschwand dann in seinem Stubzimmer.“

Es war gerade vier Uhr, als er mit Hut und Stock wieder zu seiner Frau in's Zimmer trat. „Nun, Kind, noch nicht fertig zum Ausgehen?“

„Ach, Claus, ich habe gar keine Lust, immer auf diesen gefährlichen Petersberg zu laufen.“

„Das hatte ich dir eigentlich doch vorhergesagt, lieber Claus“, antwortete Frau Marianne freundlich. „Aber du kennst es ja auch ruhig wissen, denn Goethe sagt ja wohl auch: Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.“

Wieder murmelte Dr. Eberhard etwas in seinen langen, blonden Bart. Er hatte seiner Frau den Rücken gekehrt und trank und blätterte in einem Stoß Zeitschriften; sie konnte deshalb nicht verstehen, was er sprach, aber es war ihr, als ob er „Schafkopf von einem Arzt“ sagte und etwas Unehliches wie „dumme Gans“.

Beleidigt war Frau Marianne aber durchaus nicht. Sie lächelte sogar. Dann nahm sie ein Buch und setzte sich so recht gemütlich in den tiefen Sessel am Fenster und las. Auch den Kaffee ließ sie sich von Anna in ihr Zimmer bringen, da Dr. Eberhard ausgegangen war. Er meinte aber wohl nicht sehr weit gekommen sein auf seinem Spaziergang, denn schon bald hörte sie, daß er zurückkam und in sein Zimmer ging. Kurze Zeit darauf tönten durch die sonnige Stille des Hauses tiefe lange Schnardstöne.

IV.

Es war schon fast dunkel, als Dr. Eberhard wieder bei seiner Frau eintrat. „Hast du noch kein Licht“, fragte er erstaunt.“

„Nein, es war hier am Fenster hell, und jetzt denke ich über allerhand nach.“

„Ich habe auch über allerhand nachgedacht!“

Frau Marianne sagte nichts. „Du, Marianne, hörst du?“

„Ja gewiß, ich schlafe doch nicht!“ antwortete sie lächelnd. „Beinahe allerdings hätte dein wundervolles Schnardstönen mich dazu gebracht!“

„Das war Dr. Eberhards wunder Punkt. „Schnardstöne“ führt er auf. „Ich schnardst nicht. Das heißt, ich wolle sagen... na jedenfalls...“

„Nun ja, lieber Claus, es war wohl nicht ganz tadellos, davon zu sprechen, denn ich weiß, daß es dir selbst unangenehm ist, daß du schnardst. Aber ich dachte, darauf dürfte ich jetzt keine Rücksicht mehr nehmen. Du wünschest ja keinerlei Verschönerungen, sondern stets nur absolute Wahrheit!“

„Zum Donnerwetter, mit deiner absoluten Wahrheit“, sagte er erboht. „Satt habe ich diese Komödie, absolut satt! Das heißt... ich wolle sagen...“

„Nun, lieber Claus, was wollest du sagen?“ fragte Frau Marianne sanft.

„Also, Marianne, hm...“ Er hatte einen Stuhl herangezogen und sich dicht neben sie gesetzt und legte nun seine Hand auf die ihre. „Sag einmal, Marianne, hat dir eigentlich der heutige Tag gefallen? Hast du Freude daran gehabt?“

„Gewiß, Claus, heute Morgen zum Beispiel, als mich neuer Schlafrod kam, habe ich mich sehr gefreut. Er toftet übrigens etwas mehr, als ich geglaubt hatte. Die Rechnung hast du wohl auf deinem Schreibtisch gefunden.“

„Allerdings, und ich bin auch bereit, mein Lehrgeld ohne Murren zu bezahlen.“

„Lehrgeld?“

„Ja, das Lehrgeld für die Erkenntniß, die mir heute gekommen ist. Sieh mal, die absolute Wahrheit, liebe Marianne, ist wirklich eine sehr schöne Sache, eine ideale Sache, aber — weißt du — hm... ich glaube, man muß daran gewöhnt sein. Und wenn ich schon die absolute Wahrheit sagen soll... ich, Marianne, fühle mich nicht ganz reif dafür. Die kommende Generation vielleicht, wenn man schon in der Jugendzeitung darauf Weidacht nehmen würde... Ja — wenn du damit einverstanden bist — würde vorziehen.“

Er war aufgesprungen und an's Fenster getreten. Der Schein der Straßenlaterne fiel auf ihn ein unglückliches, verlegenes Gesicht, daß Frau Marianne hell aufstachen mußte.

Zu Hause.



„Haben Sie gehört, die kleine Tänzerin wird nun doch den ollen Commissionarath heirathen, der Mann ist schmer reich.“

„Na ja, das ist übrigens 'n famoter Ueberjang von der sehr bewegten Verjangtheit zu 'ner ruhigen Zutunft.“



„Junge Frau (die einen Streit mit ihrem Manne gehabt hat, zur Köchin): „Anna, verlassen Sie die Küche, heute Koch' ich ihm sein Leibgericht!“

— Mißverstandenen. Fremder: Die Bevölkerung hier in der Ortschaft ist sehr dünn.“ — Einheimischer: „D nein, Sie irren sich gewaltig — wir haben hier auch sehr viele dicke Leute.“

— Mißverstandenen. Maler (zum Hausbesitzer): „Haben Ihre Meisterschaft ist sehr dünn.“ — Hausbesitzer: „D nein, Sie irren sich gewaltig — wir haben hier auch sehr viele dicke Leute.“

— Mißverstandenen. Maler (zum Hausbesitzer): „Haben Ihre Meisterschaft ist sehr dünn.“ — Hausbesitzer: „D nein, Sie irren sich gewaltig — wir haben hier auch sehr viele dicke Leute.“

— Mißverstandenen. Maler (zum Hausbesitzer): „Haben Ihre Meisterschaft ist sehr dünn.“ — Hausbesitzer: „D nein, Sie irren sich gewaltig — wir haben hier auch sehr viele dicke Leute.“

— Mißverstandenen. Maler (zum Hausbesitzer): „Haben Ihre Meisterschaft ist sehr dünn.“ — Hausbesitzer: „D nein, Sie irren sich gewaltig — wir haben hier auch sehr viele dicke Leute.“

— Mißverstandenen. Maler (zum Hausbesitzer): „Haben Ihre Meisterschaft ist sehr dünn.“ — Hausbesitzer: „D nein, Sie irren sich gewaltig — wir haben hier auch sehr viele dicke Leute.“

— Mißverstandenen. Maler (zum Hausbesitzer): „Haben Ihre Meisterschaft ist sehr dünn.“ — Hausbesitzer: „D nein, Sie irren sich gewaltig — wir haben hier auch sehr viele dicke Leute.“

— Mißverstandenen. Maler (zum Hausbesitzer): „Haben Ihre Meisterschaft ist sehr dünn.“ — Hausbesitzer: „D nein, Sie irren sich gewaltig — wir haben hier auch sehr viele dicke Leute.“